



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Mariannhill nach Keilands.

kraft, sodaß man kaum noch ein vernünftiges Wort mit ihnen reden kann. Wo war nun meine erste Heimat? O, es war ein gar schöner, prächtiger Platz drunten am U m h l i m b i t w a - T l u b. Nur eines fehlte uns damals: der Friede. Weder bei Tag, noch bei Nacht waren wir sicher, von einem Impi (Heereshäusen) des grausamen Tschaka aufgescheucht zu werden, um Tage lang von einem Berjed ins Andere zu flüchten, wie ein geheiztes Wild. Krieg und Hungersnot waren damals heimisch geworden im schönen Sululand.

Chief unseres Stammes war Mtimkulu, ein noch junger Mann. Er hatte viele junge Weiber zu gleicher Zeit genommen, und daher wimmelte es in seinem Kraal von Kindern, die fast alle gleichen Alters waren. Mein Vater hieß Nongela und rühmte sich, des Königs Freund und Berater zu sein. Unsere Hütte stand nahe beim Königskraal, und mein Vater ging dort ständig aus und ein. Nur einmal hätte er sich mit dem König beinahe überworfen, als er nämlich Nokwindla, meine Mutter, auf welche der Fürst ob ihrer Schönheit und Größe ebenfalls ein Auge geworfen hatte, heiraten wollte. Doch schließlich höhnten sie sich wieder aus, Mtimkulu überließ das Intombi (Mädchen) meinem Vater, und die Hochzeit wurde nach altheidnischem Brauch mit vielem Lärm, Singen und Tanzen gefeiert.

Nun traf es sich, daß meine Mutter — sie war das erste Weib meines Vaters, der damals noch in jungen Jahren stand — in gefegneten Umständen war. Es herrschte aber solche Unruhe im Land, daß meine Mutter in übergroßer Furcht und beständigem Schrecken zu kränkeln anfing, und schon hatte man Mutter und Kind aufzugeben. Eines Tages aber, als gerade eine ungeheure Menge Volkes zu einem Biergelage im Königskraal zusammen gekommen war, schenkte mir die Mutter, allerdings unter persönlichem Lebensgefahr, das Leben. Man rief den Vater, und er trug mich sofort jubelnd hinaus und zeigte mich dem versammelten Volk. Wer aber beschreibt das allgemeine Erstaunen, als man sah, daß ich schon fast aufrecht im Arme des Vaters saß, frisch und fröhlich, als wäre ich schon mehrere Monate alt, dareinsah, und im Mund — schon sämtliche Zähne hatte! „Ein Wunderkind, ein Wunderkind!“ schrieen alle, und mein Vater nannte mich teils nach seinem Stamm, teils nach meinem merkwürdigen Neuzern „Duma“, den Wunderbaren.

Der gute Alte machte eine Pause und wischte sich in glücklicher Rührung eine Träne aus dem Auge. „Inkosazana“, fuhr er fort, „glaubst du meinen Worten? Sieh, ich rede die Wahrheit, und oft und oft haben mir meine Angehörigen von meiner seltsamen Geburt erzählt. Uebrigens schaue her!“ — Und nun hielt mir der Hundertjährige seinen offenen Mund hin, und darin blinckten, rein wie Elsenbein, zwei tadellose Reihen der schönsten Zähne! Ich dachte unwillkürlich an Moses, von dem die Schrift bezeugt: „Er war 120 Jahre alt, und kein Zahn wankte ihm.“ 5. Mos. 34, 7.

Doch lasst dir weiter erzählen. In verhältnismäßig kurzer Zeit konnte ich sitzen, stehen und gehen, und die geistige Entwicklung hielt mit der leiblichen gleichen Schritt. Nun aber komme ich auf meine liebe Mutter zu sprechen. O, ihr Andenken ist mir bis zur Stunde heilig! In meiner Jugendzeit und auch in den späteren Mannesjahren, da ich noch ein

Heide war, und den einzigmahren Gott nicht kannte, betete ich viel zu den Amadhlozi, den Geistern unserer Vorfahren, namentlich aber schrie ich in jeder Not zum Schutzgeist meiner Mutter. O, gute Mutter, was hast du für mich getan, gelitten! — Inkosazana, meine Mutter, hat aus sieben schrecklichen Wunden geblutet, hat sterbend für mich gekämpft, mit rohen Kriegsleuten gerungen wie eine Löwin für ihr Junges! — Abermals machte der Hundertjährige eine Pause, er schloß die Augen, brach ganz in sich zusammen und verank in dieses Nachsinnen. Ich gestehe, es wurde mir dabei ganz eigenartlich zu Mute; ich sah, wie er weinte, bitterlich weinte, in rührendem Andenken an seine gute Mutter, die, wie ich nun wußte, das Leben für ihn gelassen.

Endlich begann er wieder, doch in ganz eigenartlichem, feierlichem Tone: „Es ist ganz still hier; niemand ist in der Hütte, als wir zwei, und dennoch ist mir, als sehe ich eine dritte, ein junges, kräftiges Weib, mit einem Kinde auf dem Rücken. Und sieh, wie das gute Weib so mutig ihr Kind verteidigt! Schon ist sie voll Blut, aus sieben schrecklichen Wunden rinnt es an ihrem Leibe nieder, und noch immer kämpft sie gegen diese Tiger, die grausamen Krieger des unmenschlichen Tschaka. Doch, ich will der Erzählung nicht vorgreifen, sondern will dir alles der Reihe nach erzählen.

(Forts. folgt.)

Von Mariannahill nach Keilands.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. C. R.

Ich war noch Neopresbyter; erst wenige Wochen zuvor hatte ich in Mariannahill meine Primiz gefeiert, und nun sollte ich im Auftrage meiner Obern nach Keilands gehen, um in der dortigen, von den Jesuiten übernommenen Mission als Hilfspriester tätig zu sein. Bruder Leander sollte mich dabei begleiten.

Dienstag, den 11. August 1908, abends 5 Uhr, verließ unser Schiff, der deutsche Dampfer „Bürgermeister“, unter den fröhlichen Klängen weithin schallender Blechmusik den Hafen von Durban. Zwei kleine Dampfer geleiteten uns hinaus auf die hohe See; auch die Sonne, welche den ganzen Tag über hinter düsteren Wolken versteckt gewesen war, blickte auf einmal gar freundlich hervor, und wünschte uns eine „glückliche Fahrt!“ Noch ein Blick auf das im milden Glanz der Abendsonne liegende Durban mit seinem herrlichen Panorama, dem prächtigen Häusermeer mit der neuen imposanten „Townhall“ in der Mitte, dem „Bluff“ und seinem Leuchtturm zur Linken, und der mit den schönsten Gärten und Villen geschmückten „Berea“ im Hintergrunde, in Gedanken noch ein Sprung nach dem lieben, trauten Mariannahill, das vier Jahre hindurch meine zweite Heimat gewesen war, — und dann ging es vorwärts, unserem nächsten Reiseziel, East London, und meinem neuen, noch unbekannten Heim, dem der hl. Familie geweihten Keilands zu.

Die Fahrt auf hoher See gefiel mir über alle Maßen! Stolz bahnte sich unser statliches Schiff seinen Weg durch die ziemlich bewegte See. Zuweilen schwankte und schaukelte es sogar ganz bedenklich, sodaß mancher der ehrlichen Passagiere in den Verdacht kam, er habe zu tief ins Glas geblickt, ich aber setzte meinen Stolz darein, Sturm und Wellen zum Trost auf dem Verdeck zu bleiben und tapfer, ohne mich irgendwo



Die am 22. Oktober 1908 nach Südafrika in das Missionskloster Mariannhill abgereisten Postulanten.

Die nächste Reise findet statt anfangs April 1909.

Wem wir diese Gnade zu Teil, zur Rettung seiner Seele und der armen Heiden?

anzuhalten, auf und abzumarschieren. Bruder Leander gab's bescheidener; er verspürte schon in der ersten halben Stunde in seinem Innersten ein ganz eigen-tümliches Gefühl, weshalb er es vorzog, sich rechtzeitig ins Bett zu legen. Man weiß ja, wie das geht; das Meer gleicht eben einem gestrengen Zollbeamten, der keinem Fremdling den Eintritt in sein Reich gestatten will, es sei denn, er habe ihm den gesetzlichen Tribut entrichtet.

Gegen 10 Uhr nachts ging ich endlich auch in die Kajüte, um jedoch am nächsten Morgen gegen 3 Uhr schon wieder auf dem Verdeck zu erscheinen. Der Trappist ist eben aus Frühauftreten gewohnt, es verlangte mich nach frischer Lust, und gegen die tückische Seekrankheit hielt ich mich absolut „gefeit“, war ich doch sogar bei meiner ersten großen Seefahrt von Europa nach Südafrika, die volle vier Wochen in Anspruch nahm, auch nicht eine Minute davon beheiligt worden. — Doch mit des Geistes Mächten ist kein ew'ger Bund zu schlechten; ich hätte auch sagen können, Hochmut kommt vor dem Fall, denn gegen 4 Uhr morgens gab's auch in meinem eigenen Magen eine große Revolution, es fing darin an, so gewaltig zu poltern und zu räsonieren, daß ich es für geraten hielt, schön demütig in die Kabine hinabzusteigen, hier eine der praktischen Schüsseln zur Hand zu nehmen, die für den Fall der Not parat stehen, und in Geduld der Dinge zu harren, die da kommen sollten. —

Um 8 Uhr war Frühstück; durfte ich es wagen, unter solanen Umständen dabei auch mitzutun? Warum nicht? Dem Mutigen gehört die Welt! Und sieh, das Experiment gelang, gelang so gut, daß ich sofort Bruder Leander aufsuchte, um ihn zu gleicher Tat zu begeistern. Ich fand ihn mäuschenstill zu allertieft in's Bett verkrochen. Ich begann ihm die kulinarischen Genüsse einer deutschen Schiffsküche auseinanderzugeben, das sei etwas anderes als ein Trappistenfrühstück mit Schwarzbrot und Gerstenkaffee, und würde sicherlich seine Seekrankheit rasch vertreiben, als lebendiges Beispiel könne ich mich selbst vorstellig machen usw. usw. Doch ich predigte tauben Ohren, nicht einmal die Decke wollte er lüften, geschweige denn aufzustehen. — Nun schilderte ich ihm die Herrlichkeit des Meeres, die Pracht der Morgensonne auf hoher See, die frische, gesunde Seeluft, das farbenprächtige, hochromantische Küstenland! Alles umsonst! — Ich appellierte an sein „gutes Herz“ und bat ihn, mir wenigstens eine Antwort zu geben, hier auf dem Schiff binde das gestrengste Gebot unverbrüchlichen Trappisten-schweigens nicht... Jetzt ging es aber los: „Die Mariannhiller können lange warten, bis sie mich von Neilands wieder zurück bekommen! Um keinen Preis geh' ich mehr auf's Schiff; lieber will ich 14 Tage lang auf einem alten Gaul reiten, als nochmals einen Tag und eine Nacht auf dem Schiff zu bringen!“ — „Da ist Hopfen und Malz verloren“, dachte ich mir, „wenn's mir aber mit meinem Predigen bei den Schwarzen im Heidentland auch so geht, wie hier, dann ist's nur Schade für's Reisegeld.“

Ich überließ also den „verstockten Sünder“ seinem Schicksal und stieg nicht ohne Selbstbewußtsein — war ich doch von der Seekrankheit, über die andere Menschenkinder so lästig jammerten, wieder vollständig frei, — zum zweitenmal hinauf aufs Deck. „Ah, welch' herrliche Lust! Und diese prächtige Aussicht! Da will ich nun auf- und abspazieren nach Herzenslust! Ge-sagt, getan, — doch sich', nach zehn Minuten geht

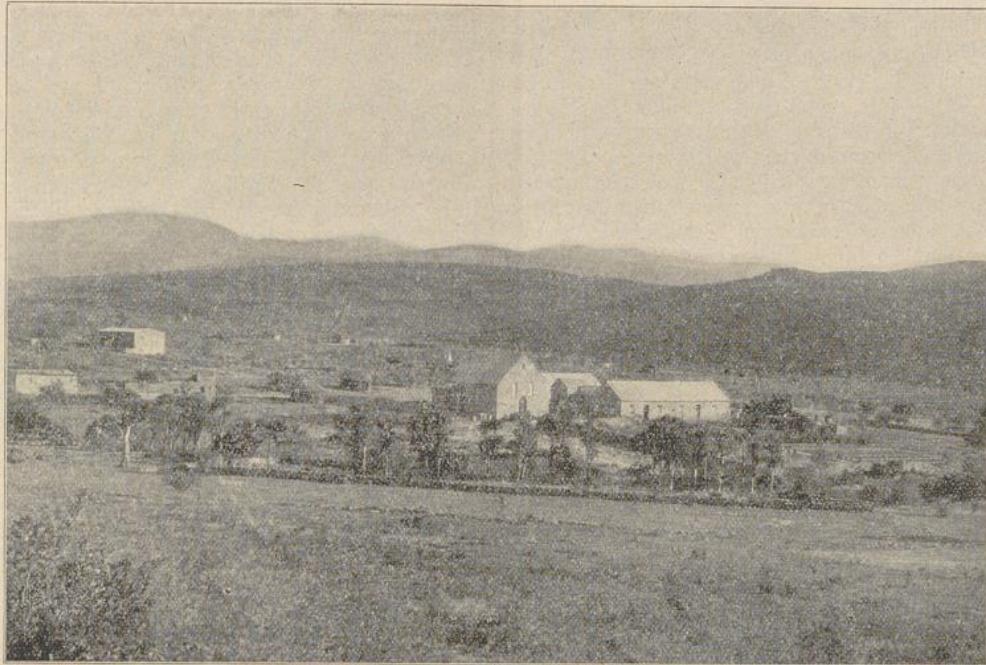
die alte Geschichte schon wieder los. Auf einmal fängt alles um mich her an zu tanzen, alles dreht sich und lehrt sich um, sogar mein Innerstes; kurz, ein paar Augenblicke darauf war's geschehen! Ich hatte umsonst geflüchtet; alleß miteinander war auf Nimmerwiedersehen im großen Weltmeer verschwunden. — Da stand ich nun vor dem „Grabe meiner Habe“, alles war dahin, nur eines blieb mir treu: der gute Humor; und der ist auch 'was wert! —

Mittwoch, den 12. August, nachmittags 4 Uhr fuhren wir unter Sang und Klang in den Hafen von East London ein! Die Seefahrt war glücklich überstanden. Nun kam auch Bruder Leander wieder zum Vortheil; sobald er festen Boden unter den Füßen fühlte, war's mit der Seekrankheit vorbei; mit einem Schlag war er wieder ganz der Alte. Vor knapp einer halben Stunde noch lag er unter seinen Decken verkröpft, als wollte er mit dem Aufstehen warten bis zum jüngsten Tag, und nun schritt er rüstig an meiner Seite dem katholischen Priesterhause zu, wo unser eine freundliche Nachtherberge wartete.

Unser Führer, ein polnischer Jude, geleitete uns irrtümlicherweise zum Konvent der bayerischen Dominikanerinnen. Glücklicher Irrtum! Erstens lag das Priesterhaus ganz in der Nähe, und dann fanden wir im Konvent zu unserer gegenseitigen Überraschung mehrere Bekannte aus der Heimat! Die ehren. Mutter Priorin lud mich jogleich ein, am nächsten Tag hier die hl. Messe zu lesen und darnach ihren geistlichen Töchtern den Primizianten-Segen zu spenden. Von da ging's ins Priesterhaus, wo wir ebenfalls recht freundlich aufgenommen wurden. —

Von East-London bis Dohne, das etwa 60 englische Meilen davon entfernt landeinwärts liegt, benützten wir die Bahn. Während der nicht ganz fünfstündigen Fahrt gab es wieder viel Schönes und Interessantes zu sehen. Namentlich gefiel uns die Strecke, die wir die ersten zwei Stunden durchfuhren. Es wohnen hier überall deutsche, schon vor ca. 50 Jahren eingewanderte Farmer, die ihre Felder in schönster Ordnung halten. Wie ich hörte, sollen sie ein eigenes Mischmasch von Deutsch und Englisch reden, doch kann man ihnen den deutschen Ursprung vom Gesicht ablesen; desgleichen ist die Form der Gebäude spezifisch deutsch. Als Bahnstationen trafen wir: Berlin, Potsdam, Hamburg, Frankfurt, Stutternheim usw. Diese Stationen bilden oft ganz hübsche Dörfer und Städtchen. Das Vermögen dieser Farmer scheint meist in ihrem Viehstand zu liegen. Namentlich wunderte mich die große Menge von Schafen; ein einziger Farmer soll etwa 20 000 besitzen. Auch Kinder und Ziegen sah ich da in Menge, denn die Kapkolonie hat hier ihr bestes Weideland, und von der Fieberpest (East-coast-fever), die in Natal und Süland so gewaltig unter den Kindern aufgeräumt hat, weiß man hier Gottlob noch nichts. Weiter gegen das Innere zu ändert sich allerdings das Bild; das Land ist arm und steinig; doch fanden wir auch da noch überall annehmbares Weideland, sowie vereinzelte Farmer darauf.

Als wir uns Dohne, unserer Endstation, näherten, ging der Zug äußerst langsam, denn er hatte eine hohe Steigung zu überwinden. Die Station liegt 3000 englische Fuß überm Meeresspiegel. Von hier hatten wir noch 30 englische Meilen bis Neilands. Wie sollten wir sie zurücklegen? Zu Mariannhill hatte man uns gesagt, wir müßten von Dohne ab reiten. Da ich



Missionsstation Keilands

in meinem Leben noch nie auf einem Gaul gesessen, so hatte mir schon der bloße Gedanke daran gewaltigen Respekt eingeschürt. Gleich daß erstmal 30 Meilen weit zu reiten, war doch keine Kleinigkeit! Doch es sollte anders kommen. Da man in Keilands sicher darauf rechnete, es würden mit uns zugleich drei Missionsschwestern vom kostbaren Blut eintreffen, hatte man uns einen sechzehnspännigen Ochsenwagen

entgegengeschickt. Der Klimax unserer Reiseaccommo-
dation war also: ein deutscher Dampfer, — ein Eisen-
bahngzug, — ein Ochsenwagen!

Uebrigens war ich sehr froh um dieses Behikel. Es war fest und solid gebaut, auf der Rückseite mit einem Zelttuch überwölbt und erregte in allweg mein höchstes Interesse. Ich will hier dem geneigten Leser auch verraten, daß mich schon als Knaben, so oft ich



Schule der neuen Missionsstation Keilands.

einen Zigeunerwagen bemerkte, gewaltige Lust an-
wandelte, einmal da hineinzusteigen, all' seine Wunder-
dinge in Augenschein zu nehmen und eine Strecke weit
mitzufahren. Und siehe jetzt, nach mehr als zwei Jahr-
zehnten, sollte sich mein Jugendtraum im Süden
Afrikas verwirklichen! Wir stiegen also ein und fanden
da zu unserer Bequemlichkeit nebst einigen Decken und
Kopftüchern zwei mächtige Strohsäcke. Das war ja ganz
vorzüglich; nur schienen mir letztere allzu gefährlich
nach rückwärts herunterzuhängen. Ich beschloß, sie um-
zuwenden; doch da kam ich schön an! Wie ich mitten
in meinen Reformbestrebungen war, regnete es aus
dem großen mittleren Spalt in sündflutartiger Fülle
Häcksel und Stroh und Spreu auf mich herab, daß
ich gerne von weiteren Versuchen abstand. Wie ich
dabei ausgesehen habe, kann man sich denken! Ich
war nur froh, daß unser Photograph nicht in der
Nähe war, um mich und meine Blamage in seiner
Camera obscura zu verewigen. So geht's aber, wenn
man in fremdem Land gleich alles besser wissen will.

Um 3 Uhr nachmittags fuhren wir von Dohne
ab und waren, die nötigen Ruhepausen miteingerechnet,
bis zum nächsten Morgen gegen 9 Uhr auf dem Weg.
Die Fahrt ging verhältnismäßig flott von statten,
manchmal ließen unsre 16 Ochsen geradezu im Galopp;
doch schon nach dreistündiger Fahrt wurde Halt ge-
macht und ausgespannt. Die Ochsen durften eine
Stunde weiden, und die 4 ama-Xosa-Jungen, die
den Wagen leiteten, machten an offener Straße ein
kleines Feuer an und bereiteten sich ihr Abendessen.
Dann ging's wieder fort. Nach drei Stunden wurde
abermals ausgespannt, diesmal aber dauerte die Pause
volle 5 Stunden. Sie war für die eigentliche Nach-
ruhe bestimmt, denn während der Fahrt konnte man
doch nicht schlafen.

Die Gegend von Dohne bis Keilands fanden wir
ziemlich einheitlich, ohne besondern landschaftlichen Reiz;
auch ist sie nur spärlich von Weißen bewohnt. Nur
hie und da erblickten wir in dieser Einöde eine Farm.
Wie könnte auch ein Europäer in diesem steinigen,
nur mit Dornen und spärlichem Graswuchs bestandenen
Land sein Leben fristen? Später, gegen Keilands zu,
wurde die Gegend wieder belebter, romantischer und
fruchtbarer.

Die Straße ist in verhältnismäßig gutem Zu-
stand; stellenweise läßt sie allerdings sehr zu wünschen
übrig. Da geht es dann mit dem schweren, holperigen
Wagen über Löcher und Steinblöcke hinweg, daß einem
Sehen und Hören vergehen könnte; auch wir bekamen
an Stößen und Puffen unser volles, gerütteltes und
überstießendes Maß. Doch das gehörte auch dazu,
und war gleichsam das Salz in unsere Suppe; kurz
die lange, nächtliche Fahrt gefiel mir außerordentlich
gut und wird mir unvergeßlich bleiben für's ganze
Leben. Hier im Südafrika hat noch volle Geltung
der geistreiche Spruch:

„Wenn einer eine Reihe tut,
So kann er 'was erzählen.“
(Schluß folgt.)

Unsere neue Missionsstation St. Joseph.

Könnten wir in der vorigen Nummer des Ver-
gissmeinnicht unsern geehrten Lesern und Wohltätern
die freudige Kunde bringen, daß wir in Keilands drei
neue Missionsstationen erhielten, so sind wir heute
in der glücklichen Lage, ihnen mitzuteilen, daß sich

dazu in Natal selbst eine vierte Missionsstation ge-
stellt, der wir zu Ehren des glorreichen Nähr- und
Pflegevaters Jesu den Namen „St. Joseph“ ge-
geben haben.

Die neue Station ist etwa sechs Wegstunden nord-
westlich von Ladysmith, dem im Burenkrieg so heiß
umstrittenen, englischen Städtchen, gelegen und eine
Tagreise von M. Ratschitz. Besters, an der Bahnhilie Ladysmith-Harrysmith gelegen, ist die nächste
Eisenbahnstation; von da bis St. Joseph sind es
ungefähr drei Stunden zu Fuß.

Mit dem Gedanken, in dortiger Gegend eine Mis-
sionsstation zu gründen, trugen wir uns schon seit
mehreren Jahren. In nahen Bluebank befinden sich
nämlich mehrere katholische Familien, die uns teils
von Ratschitz, teils von Mariamhill her bekannt sind,
und deren Zahl beständig wächst. Ferner ist uns viel
daran gelegen, unsren Neuchristen, die vielfach in heid-
nischen Lokations wohnen, oder auf den Farmen pro-
testantischer Kolonisten, bei denen sie Gefahr laufen,
über Nacht vertrieben zu werden, eine willkommene
Gelegenheit zu bieten, auf unserer eigenen Farm ein
schönes, sicheres Heim zu gründen. Kurz, der Kauf
von Schoemansdal, wie die Farm bisher hieß, erfolgte
im Juli 1908 in erster Linie aus Rücksicht auf die
armen Schwarzen. Anfangs August wurde zu-
nächst Br. Servulus dorthin gesandt, und ein paar
Wochen später folgten ihm Rev. P. Eligius, ein erst
im Mai 1907 ausgeweihter Priester, und Br. Augustin.
Zur Stunde — ich schreibe diese Zeilen Mitte Sep-
tember 1908 — ist in St. Joseph natürlich alles
erst im Werden, und wegen Mangel an geeignetem
Missionspersonal dürfte sich auch die Eröffnung der
eigentlichen Missionstätigkeit daselbst noch etwas ver-
zögern. Für heute müssen wir uns daher begnügen,
unsren geehrten Lesern den Hauptinhalt eines Briefes
mitzuteilen, den uns P. Eligius am Feste Maria-
Geburt, also kurz nach seiner Ankunft in St. Joseph,
zukommen ließ. Er schreibt:

„Im Gefühl der Freude, welche das heutige schöne
Fest, Maria Geburt, der ganzen Menschheit gebracht,
will ich es versuchen, eine kleine Schilderung zu
machen von den ersten Eindrücken, die ich in St. Joseph,
unserer jüngsten Missionsstation, gewonnen: Samstag,
den 29. August, abends 7 Uhr fuhren wir von Pine-
town ab, und waren gegen 1/2 11 Uhr in P.-Maritz-
burg. Bis dahin ging alles ganz nach Wunsch. Nun
aber wurde unser Coupé in einen Schlafräum ver-
wandelt. Ein Engländer und überhaupt jeder, der
das Reisen gewohnt ist, mag das sehr bequem finden;
ich aber konnte hier weder sitzen, noch schlafen. Ich
griff zum Brewier, allein da mir die untere Sitzreihe
als Lagerstätte zugewiesen war, fehlte es mir an der
gehörigen Beleuchtung. Bevor wir jedoch Ladysmith
erreichten, begann es zu tagen; ich stellte mich ans
Fenster und konnte hier dem größten Teil meiner
Tagespflicht genügen.

In Ladysmith mußten wir umsteigen; denn wäh-
rend die Hauptlinie von hier nach Johannesburg geht,
zweigt die Seitenlinie nach der Orange-River-Colonie
ab. Um 6 Uhr 40 Min. morgens fuhren wir ab und
waren um 8 Uhr in Besters. Ich konnte mich nicht
genug wundern über die Armut des Landes, das wir
auf dieser Strecke passierten. Ich sah bloß ärmliche
Wiesengründe, und auch diese waren oft mit Stein-
blöcken und Ameisenhaufen wie besät. Desgleichen war
die Bevölkerung sehr schwach; nur selten sahen wir